

Der frankenbund

Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde

Der Beitrag zum Frankenbund beträgt 1937 RM. 4.- und ist bis 1. April bzw. 1. Juli 1937 dem Postcheckkonto Nürnberg 30 804 der Hauptgeschäftsstelle Würzburg zu überweisen. Wo eine Ortsgruppe besteht, wird der Bundesbeitrag durch diese eingezogen. Nach § 10 der Satzungen müssen Abmeldungen für das kommende Jahr bis spätestens zum 30. September des laufenden Jahres betätigt sein. Nichtabmeldung gilt als stillschweigende Verlängerung der Mitgliedschaft. — Alle literarischen Beiträge für die Zeitschrift sind an den Schriftwalter Dr. Anton Fries, Würzburg, Sandersaderer Straße 26/1, zu senden. Die Rücksendung von unverlangten Beiträgen kann nur erfolgen, wenn das Postgeld beigelegt wird.



Nr. 1

1937

Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider.

(Fortsetzung.)

Wer sich frühzeitig mit irgendwelchen Studien befaßt, den begleitet der geheime Segen, daß er zu Anfang manch einen Gegenstand berührt, der später zu beglückendem Neuerlebnis wieder in seiner Erinnerung auftaucht und nun einen breiteren Raum der seelischen Hingabe verlangt. In jenem ersten geschichtlichen Vortrag, dessen ich schon gedachte, hatte ich an geeigneter Stelle den Erzbischof Norbert von Magdeburg, den Stifter des Prämonstratenser-Ordens, zu erwähnen gehabt — eine Vorahnung, daß ich mich später noch viel eingehender mit diesem Mann beschäftigen sollte. Als nämlich im Jahre 1928 das ehemalige Kloster Oberzell bei Würzburg seine achthundert Jahre zuvor erfolgte Gründung feiern wollte, wurde mir der Gedanke nahegelegt, ein Spiel zu schreiben, das man bei diesem Anlaß auführen könnte. Mein Stück erschien der für dieses Fest maßgeblichen Stelle zu realistisch („Sie haben ja die ganze Hölle aufgeboten!“) und für eine Wiedergabe zu anspruchsvoll; der Intendant des Stadttheaters Würzburg hätte sich nicht daran gestoßen, daß in dem Stück neben vielen anderen Menschen auch leibhaftige Klostermönche über die Bretter wandeln sollten, aber ihm war die sprachliche Form nicht „dynamisch“ genug, außerdem glitt ihm die Sache „zu sehr in Rührung ab“; nun machte ich es, da mich der Stoff nicht losgab, der sonst gewöhnlichen Reihenfolge: Erzählung — Dramatisierung — Verfilmung entgegengesetzt und schrieb das Stück für eine Romanbeilage in die Erzählung „Der Stifter“ um. Sollte nun in der Tat die eine oder andere meiner schönen Leserinnen darüber ein paar Tränen vergossen haben — was liegt daran? Es ist das Vorrecht des Menschen weinen zu können, und warum sollte man daher Bedenken tragen, hin und wieder die funkelnden Perlen hervorzulocken, die noch einmal schöner sind als alle, die man am Halse trägt? Und gut, daß diese Erzählung damals erschien; denn heute — würde wohl mancher Geschäftsmann sich scheuen, eine Sache anzunehmen, deren Held nicht nur ein Erzbischof — das ginge vielleicht noch — sondern auch ein Ordensstifter

und mithin selber ein Mönch ist, und er würde seine Ablehnung vielleicht in die wohlwollende Rücksicht auf den Verfasser wickeln, der ja durch diesen von ihm gewählten Stoff als ein klosterbrüderlich veranlagter Mensch erscheinen und dadurch in seinem Ansehen leiden könnte. Wenn dies auf Grund veränderter Neigungen und Anschauungen wirklich der Fall wäre — und wenn die Wahl eines solchen Stoffes wirklich dem Verfasser schaden könnte — so ginge doch die eine Voraussetzung zu solch wohlwollender Rücksicht vollkommen irre. Ich hatte in meinem Leben nie die geringste Neigung zum sogenannten gemeinsamen Leben in irgend einer Form und zu einem von den drei Mönchsgelübden bestimmten Leben, und an jenem Norbert zog mich dies aufs stärkste an, daß er ein edler Franke und ein großer Tatmensch war. Nicht meinen Freunden, die dieser Belehrung nicht bedürfen, sondern der großen Zahl jener, denen es schwer fällt das von ihrem eigenen Wesen und Streben abweichende Große zu verehren, diesen also möchte ich sagen: wer heute als Mann der Willens- und Tatkraft den Staat, die Arbeit, die Wirtschaft oder auch die Bildungsbestrebungen in neue Bahnen lenkt, der hätte vor 700 Jahren — einen Orden gestiftet. Pestalozzi hätte um die Mitte des 8. Jahrhunderts die Klosterschule von Fulda ins Leben gerufen; und — um noch auf andersbegabte Menschen hinzusehen — Ludendorff hätte im 12. Säkulum ein frommes Kreuzheer durch die Gebirge wüßt und leer hinabgeführt „ins heil'ge Land, ins Palmenland, wo des Erlösers Kreuz einst stand“, und hätte es, nach einer Niederlage am See Tiberias, mit genialer Feldherrnkunst glücklich wieder in die Heimat zurückgebracht ... Wen die Natur zu einem Kerl geschaffen hat, der wurde einst im Mönchshabit eben so groß, wie er es heute im Kleid des Alltags oder in irgend einer Uniform werden kann. Und dieses Tatmenschentum verehere ich auch in dem Prämonstratenser Norbert, Grafen von Gennepe (seine Heimat liegt übrigens drunten in der Nähe des Niederrheins, unfern von der Mündung der Riers in die Maas, heute jenseits der reichsdeutschen Grenze, auf holländischem Gebiet.)

Seinem wissenschaftlichen Vortrag nun sollten im Lauf der Jahre noch viele andere folgen; und es blieb ja nicht bei den wissenschaftlichen. Die Lust am gesprochenen Wort war angeboren: nicht eben die Lust am Plaudern, am allerwenigsten die Neigung und Befähigung zur Viertielscherererei — sondern die Lust an der Rede. Man hat mir erzählt, daß ich als kleiner Kerl auf Ludentische hinaufgehoben wurde und von dort, zur Ergötzung der Kunden, eingelernte, unverstandene Gedichte vortrug. Kleinkinderkram, jawohl; aber doch insofern nicht ganz belanglos, als es sich hier nicht um eine urahnenhafte, vorübergehende Entwicklungsstufe handelte, die für das spätere Leben bedeutungslos blieb, sondern um eine dauernde Grundanlage. In der höheren Schule stand ich demnach Jahr um Jahr bei den Schulfesten droben auf der Vortragsbühne, und sprach sonst der Wohnstube daheim wie dem andächtig horchenden Wald mit fanatischem Eifer schöne Gedichte vor. Ich erinnere mich auch sehr gut auf das Ereignis, das mir in ungeahnter Weise blitzartig die volle Schönheit der deutschen Muttersprache eröffnete. Was war es? Gar nichts anderes als ein Abend Ernst Possarts im Stadttheater mit der Wiedergabe von Gedichten Schillers. Ich weiß, daß man nachher in Kreisen, die die „literarische“ Art des Vortrags pflegen wollten, über Possarts Art geringschäßig sprach; auch sonst redete man alles mögliche über ihn — was kümmert's mich? Nicht diese Literaten haben mir die Größe, den Glanz

und die Pracht meiner Muttersprache gezeigt, sondern jener. Ich hatte vorher schon die Aufforderung unseres Landsmanns Friedrich Rückert an die Muttersprache gekannt: „Stürme, rausche, lispel und säusle, Zimmre, glätte, hau' und meißle“; aber ich hatte nicht sicher gewußt, ob sie das auch könne. Jetzt, nach diesem Balladenabend, wußte ich: in unserer Sprache lebt der Hauch des Windes, das Lispeln der Blätter, das Rauschen des Meers, das Dröhnen der Glocken, das Rollen des Donners. — Von der Wiedergabe fremder Schöpfungen war, sobald die Reife der Jahre dies ermöglichte, nur ein sehr kleiner Schritt zur selbstgeformten Rede: zur Festrede. Ja, es gab eine Festredenzeit meines Lebens, und ich habe selbst schon über sie gelächelt. Festredner: das ist einer, der bei festlichen Anlässen die Gefühle der Zuhörer ihnen selbst deutlich zu machen hat, wobei ein bißchen Belehrung miteinsfließen kann; ein Mann, der auf dem Weg zum Pult das unentbehrliche Hand- oder Maschinengeschriebene aus der Tasche oder Altemmappe hervorzieht und dann so deutlich Blatt auf Blatt wendet, daß die Hörer befriedigt feststellen können: „Gott sei Dank, der Stoß wird dünner!“ — ein Mann, der nachher mit freudiger Pulsbeschleunigung in der Zeitung liest: „Den Höhepunkt des Festes bildete die großangelegte, formschöne, von Begeisterung getragene Festrede ... wir werden die bedeutsamen Ausführungen im Wortlaut bringen.“ Ein solcher Mann war ich auch; aber ich preise es als ein Glück, daß ich Festreden halten durfte. Sie waren eine Entwicklungsstufe, die unter allen Umständen durchlaufen werden mußte. — Es ist auch ein Stück Heimat, wenn ich über diesen Gegenstand spreche. Ich will ja nicht Gemeinplätze wiederholen, deren Wahrheit die Jahrtausende nicht erschüttert haben, wie diesen: daß letzten Endes nur jener Redner dauernde Wirkungen ausübt, dem man seine Worte glauben kann; sondern davon, daß die Art zu sprechen, die Art der Formung einer Rede für die Erkenntnis des Stammesstums von Bedeutung ist. Wenn ein Kenner — selbst ein Franke — schon vor Jahren zwischen einer schwäbischen und einer fränkischen Art der Rede unterschied, so hat er in der Tat die zwei Hauptformen richtig gesehen. Der Schwabe „disponiert“ (entwirft den Aufbau der Rede) nur notdürftig; es liegt ihm nicht sehr viel daran, wenn der Aufbau geradezu fragwürdig erscheinen mag; er ist nicht allzusehr drauf angewiesen, denn er wirkt nachher durch Schlaglichter, durch liebenswürdige, überraschende Einfälle, vielleicht auch durch Humor. Und dazu befähigt ihn die Gabe des köstlichen Einzelworts, seit Gottfried von Straßburg als Eigentümlichkeit des alemannisch-schwäbischen Wesens bekannt. Anders der Franke. Ihm liegt die „konstruktive“, die aufbauende Formung im Blut; sein Gestaltungswille geht immer aufs Ganze. Er kann sich auch gar nicht auf gute Einfälle, auf „Bonmots“ verlassen, die man, ohne daß sie in der Handschrift stehen, aus dem Ärmel schüttelt; er muß solche Dinge schon bei der Vorbereitung finden. Daher sind fränkische Reden oft trockener als schwäbische, aber sie sind ebenso oft auch klarer, dramatischer im Aufbau und verlieren sich seltener in liebenswürdige Abschweifungen. Diese Tatsache sollte fränkischen Erziehern deutlicher sein als es wohl vielfach der Fall ist; sie würden sich dann hüten, eine ihren Schülern ohnehin im Blut liegende Neigung zu Tode zu reiten und würden die Erarbeitung von Aufsatzplänen vor allem dazu benützen, die Knochengerüste mit dem saftigen Fleisch des noch unerworbenen Wissens und der fehlenden Gedanken zu umkleiden. Hier liegt einer der Fälle vor, in denen stammespsychologisch, stammes-seelen-

kundlich unterrichtet werden müßte. Daß es freilich so etwas gibt, davon ist früher den meisten Lehrplänen auch nicht einmal eine Ahnung aufgeklämmert.

Unter solchen Umständen muß sich denn der fränkische Redner, wenn er wirken will, sehr gut vorbereiten, und dies lernte und übte ich einst an meinen Festreden, die ich, ohne jede Theorie, nur triebhaft, sprachlich bis ins einzelinste ausarbeitete, nach der Wirkung ihrer Worte und Sätze durch lautes Vorsprechen abwog und sie mir dabei so einprägte, daß ich auf das Handschriftliche vollkommen verzichten konnte, ohne doch den Eindruck des Auswendiggelernten zu erwecken; und in dieser Art etwa sprach ich, im Auftrag meiner Vaterstadt, die Rede zur Hundertjahrfeier von Schillers Tod am 9. Mai 1905. Mir wurde in diesen und in späteren Jahren vollkommen klar, daß ein Redner überhaupt durch die Schule peinlichster Vorbereitung und unbedingtester Einprägung des festgelegten Wortes hindurchgehen müsse. — Es wird in Schulplänen gefordert, daß der Jugendliche, auf Grund von schriftlichen Aufzeichnungen, frei über einen Gegenstand sprechen lerne. Schön. Auf diese Weise kann die Fähigkeit, vor Zuhörern das Wort zu meistern, geübt und gebildet werden, nach dem alten Satz: „Rem tene, verba sequentur“ „Halt' nur die Sache fest, die Worte werden sich schon einstellen“. Aber man hüte sich zu glauben, daß dies genügt, um einen Redner zu bilden. Wenn man eine Sache festhalten soll — muß diese Sache zuerst vorhanden sein. Wirklich vorhanden ist sie nur bei beständiger, immer wiederholter Beschäftigung mit dem Gegenstand, wenn dieser vollkommen durchgearbeitet und zum sicheren Besitz geworden ist. Daher befriedigt das freie Sprechen auf Grund schriftlicher Aufzeichnungen den Hörer nur dann, wenn er sich vollkommener Beherrschung des Stoffs gegenüber sieht; in anderen Fall bleibt es — man verzeihe den häßlichen Ausdruck — Gestöpel. Noch was: jeder Brunnen schöpft sich aus, wenn man bei stockendem Zustrom nur immer aus ihm herauspumpt. Redner, die viel sprechen müssen und denen dabei die Zeit der Vorbereitung fehlt, geraten allmählich in die lästige Wiederholung ihrer eigenen Gedankengänge rettungslos hinein. Ich erinnere mich an die Osterpredigten eines kirchlichen Würdenträgers, der sonst, als berühmter Parlamentarier, das Wort vollkommen beherrschte und auch durch Schlager in Volksreden immer wieder Aufsehen erregte. Da nun aber bei seinen Osterpredigten Jahr aus Jahr ein die breite, behagliche Verspottung der „schlafenden Wächter“ als ein Hauptteil seiner Worte wiederkehrte — so habe ich es erlebt, daß Leute vorsichtig erst durch den Türspalt in die Kirche schauten, um dann, nachdem sie den Prediger gesehen, die Zeit bis zu dem Beginn des Hochamts mit angestrengten Kunststudien am Äußeren des Domes auszufüllen. Ja, auch für den Redner, dem an sich das Wort stets gehorcht, ist's eine Notwendigkeit, daß er von Zeit zu Zeit ganz sorgfältig eine neue Rede, einen neuen Vortrag ausarbeitet, die ihm dabei zufließenden Gedanken in den Schacht seines Brunnens leitet und an Stelle der an ihm gewohnten und vielleicht schon abgeleiteten Wendungen nach neuer Formung der Gedanken sucht.

Doch genug mit Belehrungen, die immerhin nicht ganz unnatürlich klingen werden aus dem Munde eines Mannes, in dessen Leben die gesprochene Rede nun einmal eine Rolle gespielt hat oder noch spielt. Es bleibt ja doch gerade auf diesem Gebiet noch eine Fülle von Dingen, die niemals gelernt, niemals durch Theorie vermittelt werden können.

Leicht ist es für einen Redner, von einer selbst schon bis zum Blasen begeisterten Hörschaft sich anstecken zu lassen; aber schwer, kühles Eis zu schmelzen, widerwillige Zuhörer, die von dem Redner innerlich wegstreben, zu sich heranzuziehen; gleich am Anfang das Wort zu finden, das die verschiedenartigen Menschlein zu einem willigen Klumpen zusammenballt; den hinausweisenden Gedankenflug Treulofer wieder in den Saal zu lenken (Du mußt sehen, bei wem dies nötig ist); die bei trockeneren Stellen erlahmende Teilnahme durch einen kleinen Scherz wieder aufzurütteln, Schläfrigen durch die Zwingkraft Deiner Augen den Schlaf zu verbieten — ohne daß Du es so machst wie der längst zu seinen Vätern heimgegangene Pfarrer Raab, den ich einst mitten in seiner begeisterten Festpredigt auf dem Kreuzberg bei Hallerndorf plötzlich rufen hörte: „Aber dort hinten schlafen einige Bauern; frisch, die Augen aufgemacht; Bäuerinnen, stoßt eure Männer an; es könnte doch manches Wort fallen, das für ihr Seelenheil nicht ganz unnütz ist!“... welche ungewöhnlichen Worte allerdings für den Augenblick die erwünschte Wirkung erzielten. Und auch dies kann man nicht aus Büchern lernen, daß man bei unvorhergesehenen Zwischenfällen die Ruhe nicht verliert; beispielsweise also, wenn sich mitten in einem erlauchten Kreis von Hörern, bei der begeistertsten Stelle Deines Vortrags, unter freiem Himmel, eine junge Dame ohnmächtig vor Deine, des Redners Füße legt... Oder endlich, wie wollte man sich theoretisch den Takt aneignen, daß man bei den schwersten und bedenklichsten aller Reden, das sind die an offenen Gräbern, nicht Dinge sagt, die den Schritt vom Allerernstesten zum Lächerlichen mit der Schnelligkeit eines Sturzes auf dem Eis vollziehen? Niemals auch kann ein Lehrbuch die überaus große Kunst vermitteln, vor Hörern aller Bildungsgrade so zu sprechen, daß es dem einfachen Mann nicht zu hoch, dem Gebildeten aber nicht zu gewöhnlich erscheint und alle einen Genuß haben und einen Gewinn mit nach Hause tragen. Ich will übrigens noch etwas aus der Schule schwägen. Es gibt eine Art von Berufseiningung — aber leider nicht Zwangseiningung — unter den Rednern, nämlich eine Art Vertragsverhältnis mit einer guten Fee (der Name ist Geschäftsgeheimnis), kraft dessen die besagte hohe Frau im richtigen Augenblick oben an der Gegenwand des Saals, der Kirche oder am Firmament in großer Balkenschrift die Flammenworte aufleuchten läßt: „Es ist genug!“ Zum Unglück für die leidende Menschheit haben sich noch immer nicht alle Redner diesem Verein angeschlossen! — — —



*Die Kraft im Volk
liegt in seiner Einsinnigkeit.*

WERDE MITGLIED DER NSV